



Sturm Pedro fegte über das Land: Gewaltige Böen hinterlassen Spur der Verwüstung

In der Nacht vom 18. auf den 19. Februar 2026 zeigte der Atlantik erneut sein raues Wintergesicht. Sturm „Pedro“ zog mit einer Wucht über weite Teile von Frankreich. Böen von mehr als 120 Stundenkilometern peitschten über Küsten und ins Landesinnere, rissen Ziegel von Dächern, knickten Bäume wie Streichhölzer und legten Stromleitungen lahm.

Wer in diesen Stunden unterwegs war, spürte die rohe Kraft der Natur unmittelbar. Der Wind heulte durch Straßenschluchten, Regen prasselte waagrecht gegen Fensterscheiben, und irgendwo krachte es immer wieder bedrohlich. Manch einer dürfte gedacht haben: Das ist kein normaler Wintersturm mehr.

Pedro entstand aus einer sich rasch vertiefenden atlantischen Depression. Ein starker Luftdruckunterschied verlieh dem System zusätzliche Dynamik, bevor es auf die Westküste Frankreichs traf. Besonders die Regionen Bretagne und Pays de la Loire standen im Zentrum der heftigsten Böen. An der Küste türmten sich Wellen, Gischt sprühte über Kaimauern, vereinzelt kam es zu kleineren Überflutungen.

Die Wetterdienste hatten mehrere Départements frühzeitig unter orangefarbene Warnstufe gestellt. Diese Vorbereitung zahlte sich aus. Personenschäden blieben aus, obwohl die Sachschäden zum Teil erheblich ausfielen. Feuerwehr und Rettungskräfte arbeiteten im Dauereinsatz. Umgestürzte Bäume blockierten Straßen, lose Dachziegel drohten Passanten zu treffen, Baugerüste gerieten ins Schwanken. In ländlichen Gebieten saßen zahlreiche Haushalte stundenlang im Dunkeln, nachdem Leitungen unter der Last umgestürzter Äste nachgaben.

Besonders hart traf es die Landwirtschaft. Gewächshäuser barsten, Ställe verloren Dachplatten, junge Kulturen lagen schutzlos im Wind. Forstbetriebe rechnen mit beträchtlichen Verlusten, denn viele Bestände erlitten schwere Schäden. Wer durch betroffene Wälder geht, sieht ein Bild der Verwüstung: entwurzelte Stämme, aufgerissene Böden, kreuz und quer liegendes Holz.

Auch der Verkehr geriet ins Stocken. Regionalzüge blieben zeitweise in Depots, weil Äste auf den Gleisen lagen. Autofahrer tasteten sich über Landstraßen, die eher an Hindernisparcours erinnerten. Parks, Friedhöfe und Wochenmärkte blieben geschlossen. Der Alltag – sonst präzise getaktet – verlor für einen Moment seinen Rhythmus.

Solche Stürme gehören klimatisch durchaus zum atlantischen Winter. Dennoch häufen sich in den vergangenen Wochen intensive Wind- und Regenereignisse. Klimaforscher verweisen auf stärkere Temperaturgegensätze zwischen kalten und warmen Luftmassen, die dynamische Tiefdrucksysteme begünstigen. Zur Zeit folgt im Westen Frankreichs ein Sturmtief auf das



Sturm Pedro fegte über das Land: Gewaltige Böen hinterlassen Spur der Verwüstung

andere.

Nach dem Abzug des Sturms begann die mühsame Phase der Bestandsaufnahme. Kommunen prüfen Schäden an öffentlichen Gebäuden, Versicherungen erwarten zahlreiche Meldungen. In manchen Gemeinden dürfte die Anerkennung als Naturkatastrophe beantragt werden, um Entschädigungen zu beschleunigen. Für die Betroffenen zählt vor allem eines: ein Dach über dem Kopf und Strom aus der Steckdose – der Rest kommt später.

Pedro hinterlässt mehr als umgestürzte Bäume. Der Sturm erinnert daran, wie verletzlich moderne Gesellschaften trotz aller Technik bleiben. Zwischen Sirenen, flatternden Planen und aufklarendem Himmel zeigt sich eine leise Erkenntnis: Gegen die Elemente hilft keine App. Nur Vorbereitung, Solidarität und ein wachsames Auge auf das, was sich draußen zusammenbraut.

Andreas M. Brucker